

Prof. Dr. Hildegard Mogge-Grotjahn
(Evangelische Fachhochschule RWL, Bochum)
Pastoraler Auftrag - ein Dienst in der Gesellschaft
Vortrag beim Symposium „Pfarrberuf in der Vielfalt der Milieus“
am 29. Januar 2011 im Landeskirchenamt Düsseldorf

A.

Seit Jahren wird in der rheinischen Landeskirche und in anderen Landeskirchen wie auch in der EKD intensiv über das Selbstverständnis der verfassten Kirche und der Diakonie, über Profile und Prioritäten, kurz: über „Leitbilder“ diskutiert. Diese Diskussionen finden, wie in anderen Institutionen und Arbeitsfeldern auch, unter dem Vorzeichen knapper gewordener finanzieller und personeller Ressourcen statt. Stärker als in anderen Institutionen und Arbeitsfeldern ist aber diese „Leitbild“- , Selbstverständnis- und Prioritätendiskussion von Traditionen geprägt und normativ hoch aufgeladen. Ob in Bezug auf Gemeinde, Diakonie oder funktionale Dienste -immer geht es auch um theologische Grundsatzfragen, um tiefe biografische Prägungen und religiöse Überzeugungen. Ein Herzstück dieses Gesamtprozesses ist die Suche nach einem veränderten Pfarrbild. Und diese Suche wiederum erfährt eine besondere Dynamik dadurch, dass sie stattfindet in Zeiten des Rückgangs der Studierendenzahlen an Kirchlichen Hochschulen und theologischen Fakultäten und der konzeptionellen Überlegungen zu Veränderungen des Theologiestudiums und des Stellenwertes theologischer Studiengänge im Hochschulsystem. Hinzu kommt die verstärkte Notwendigkeit, im gemeindlichen Alltag mit anderen Berufsgruppen und mit ehrenamtlichen Kräften zu kooperieren, sowie die strukturellen Veränderungen, beispielsweise im Zuschnitt von Gemeinden und Kirchenkreisen und funktionalen Diensten (zur Gesamtdebatte vgl. Schneider/Lehnert 2009).

Für das heutige Symposium bin ich gebeten worden, aus einer soziologischen Perspektive auf den pastoralen Auftrag als Dienst in der Gesellschaft zu blicken. Was ist das für eine Perspektive? Auf der Ebene angewandter Soziologie, etwa der Organisationssoziologie, lassen sich die Besonderheiten gemeindlicher Strukturen und diakonischer Einrichtungen sowie des Pfarrberufs beschreiben und analysieren. Vor allem die Frage nach dem Professionscharakter¹ des Pfarrberufs kann gestellt werden. Mir ist bei der Vorbereitung des Vortrags die Brisanz deutlich geworden, die in diesen Besonderheiten steckt - beispielsweise in Bezug auf das Spannungsfeld zwischen dem Pfarrberuf als theologischem Beruf und dem Priestertum aller Gläubigen; oder aber in der Frage, ob es einen „Kern“ gemeindlichen Lebens gibt, und wie dieser abzugrenzen ist von den anderen, tendenziell dann weniger wichtigen Handlungsfeldern und Aktivitäten der Gemeinde und der Diakonie. Aber diese Herangehensweise schien mir weder sinnvoll noch notwendig, da sie zu Überschneidungen mit dem theologischen Vortrag heute Morgen geführt hätte und ich mich nicht an theologischen Fragen soziologisch „verheben“ möchte. Mir geht es mit meinem Beitrag um ein den theologischen Blick ergänzendes soziologisches Verständnis der gesellschaftlichen Wirklichkeit, in der sich der pastorale Auftrag vollzieht und gestaltet. Der pastorale Auftrag bzw. die kirchliche Praxis einerseits und die Gesellschaft andererseits stehen sich ja nicht als getrennte Größen „gegenüber“, sondern Kirchengemeinden und ihre Pfarrerinnen und Pfarrer gehören ebenso zur gesellschaftlichen Wirklichkeit wie andere Institutionen und Professionen auch; sie wirken also nicht „in die Gesellschaft hinein“, sondern „in ihr“.

¹ Als „Profession“ wird eine eigens ausgegrenzte Aufgabe bezeichnet, in der bestimmte Funktionen gebündelt und Fähigkeiten erwartet werden. Zur Ausübung einer Profession bedarf es einer spezialisierten Ausbildung, Zugänge und Laufbahnen sind geregelt, es geht um dauerhafte Tätigkeiten und um eine sinnhafte innere Bindung der Professionellen (<Berufung>) (vgl. Ferchhoff/Maaser 2011, 199 ff); damit verbunden ist eine Art Leistungsmonopol in einem bestimmten Funktionssystem, so wie beispielsweise Ärzte im Gesundheitssystem. Gerade dieses für die Entwicklung eines Berufs zur Profession entscheidende Leistungsmonopol verträgt sich aber nicht wirklich mit der theologischen Grundüberzeugung des Priestertums aller Gläubigen.

Meine notwendig sehr allgemeine Ausgangsfrage lautet deshalb, in welcher Gesellschaft wir eigentlich leben (vgl. Pongs 1999 und 2000). Wie zu erwarten, lässt sich diese Frage nicht eindeutig beantworten. Ich bin zurückhaltend mit Gesellschaftsbegriffen, die EINE soziokulturelle Dimension oder EINEN Strukturbereich der Gesellschaft als „Schlüssel“ für das Ganze verstehen - z.B. „Erlebnisgesellschaft“, oder „individualisierte Gesellschaft“ oder „Zweidrittelgesellschaft“ oder „multikulturelle Gesellschaft“, oder ... oder... . Da halte ich mich lieber an die us-amerikanische Philosophin Sandra Harding, die schon vor gut 20 Jahren (sinngemäß) die Frage gestellt hat, warum man eigentlich die inkohärente Wirklichkeit mit einer einzigen kohärenten Theorie zu erfassen versuchen sollte (vgl. Harding 1990, 177). Trotzdem lassen sich einige Merkmale unserer gegenwärtigen Gesellschaft benennen, die für eine Analyse des pastoralen Auftrags der evangelischen Kirche in dieser Gesellschaft hilfreich sind (insgesamt empfehlenswert: Schimank/Volkman 2006 und 2007 sowie Kneer/Nassehi/Schroer 1997).

Um der notwendigen Beschränkung willen konzentriere ich mich auf solche Merkmale, die es Ihnen und mir ersparen, die ganz großen Fragen auf ihre Bedeutung für das Pfarrbild in der rheinischen Landeskirche zu beziehen - solche ganz großen Fragen wären die nach Krieg und Frieden, nach den Folgen des global entfesselten Kapitalismus', nach der Vernichtung der Schöpfung durch die Klimaveränderung u.s.w.. Diese Fragen werden zwar spätestens dann ganz konkret, wenn es um das öffentliche Auftreten und Wirken der Kirchen geht, aber das steht heute nicht im Mittelpunkt des Interesses. Ich konzentriere mich im Folgenden auf vier ausgewählte Aspekte der Gegenwartsdiagnose:

- Erstens den Aspekt der Individualisierung und der Vielfalt von Lebenswelten und Milieus
- Zweitens den Aspekt der sozialen Inklusion und Exklusion
- Drittens den Aspekt der Säkularisierung und der sog. Wiederkehr der Religion
- Viertens den Aspekt der Interkulturalität

Zu jedem dieser Aspekte ließe sich gut und gerne ein eigener Vortrag halten - ich muss mich aber darauf beschränken, die aus meiner Sicht wesentlichen Grundlinien zu skizzieren, ohne ein wirklich vollständiges Bild geben zu können.

Am Ende des jeweiligen Abschnittes frage ich danach, welche Herausforderungen für das gemeindliche bzw. kirchliche Handeln sich aus dem jeweils beschriebenen Merkmal gesellschaftlicher Wirklichkeit ableiten lassen. Am Ende des Vortrags versuche ich dann, daraus einige Schlussfolgerungen für die Suche nach einem veränderten Pfarrverständnis zu ziehen.

B.

Zu 1: Individualisierung und die Vielfalt von Lebenswelten und Milieus

Die derzeitige gesellschaftliche Situation ist gekennzeichnet durch eine starke Ausdifferenzierung, teilweise auch Polarisierung von Lebenslagen. Materielle wie auch kulturelle Gräben vertiefen sich, es bilden sich unterschiedliche soziale Milieus heraus. Armutsrisiken, Teilhabechancen, soziale Auf- und Abstiegsprozesse sind allerdings nicht immer dauerhaft, sondern oft auch mit bestimmten Lebensphasen oder Lebensereignissen verbunden - beispielsweise mit dem Übergang von Ausbildung oder Studium in den Beruf, mit der Umorientierung nach einer Phase der Erwerbslosigkeit, mit Familiengründung oder Scheidung, mit Umzügen u.s.w. Das führt dazu, dass Lebensläufe weniger als lineare Entwicklung, sondern eher phasen-orientiert erlebt und gestaltet werden. Damit verbunden ist die Herausforderung an die Einzelnen, ihre Lebenswelten und sozialen Zugehörigkeiten immer wieder selbst zu konstituieren. Das Individuum wird zum Regisseur des eigenen Lebenslaufs - mit

allen Chancen und Gestaltungsoptionen, die sich daraus ergeben, aber eben auch mit einem hohen Risiko des Scheiterns. Die Chancen und Risiken wiederum sind sozial höchst ungleich verteilt. Wir alle wissen, dass ein enger Zusammenhang zwischen der sozialen Herkunft einerseits, den Bildungs- und Erwerbsarbeitschancen andererseits besteht, und von diesen wiederum sind die Handlungsspielräume für die Gestaltung der eigenen Lebenslage abhängig.

In Wechselwirkung mit den Lebenslagen - also: den Handlungsgesamtchancen von Individuen - stehen die Lebenswelten und Milieus, in denen sich Individuen verorten. Lebenswelten sind die sozialen Räume, in denen gemeinsame Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmuster aufzufinden sind. Diese Lebenswelten und Milieus können identisch sein mit dem Stadtquartier, in dem Menschen leben, sie können sich aber auch vom Quartier lösen, und sie können durchaus auch virtuell sein. Lebenswelten zeichnen sich u.a. dadurch aus, dass sie sich zumindest partiell dem rational-kalkulatorischen, instrumentellen Habitus des „Systems“ entziehen (vgl. Habermas 1988, 173-298).

Wenn von Lebenswelten die Rede ist, geht das nur im Plural, denn in hoch differenzierten modernen Gesellschaften verlieren Großmilieus an Bedeutung. Dennoch fragmentiert sich die Gesellschaft nicht in eine unendliche Vielzahl von atomaren Individualitäten, sondern die Suchbewegungen und Entscheidungen der Einzelnen sind zurück gebunden an die sozialen Herkunftsmilieus und den dort ausgeprägten sozialen Habitus (vgl. Fermor/Mogge-Grotjahn 2011, S. 154, unter Bezug auf Pierre Bourdieu). So verdichten sich die individuellen Orientierungen und Präferenzen zu bestimmten Grundüberzeugungen, die lebensweltlich mit anderen geteilt werden.

In den meisten empirischen Studien, wie z.B. den Kirchenmitgliedschaftsstudien, wird in erster Linie nach der Verbundenheit oder der Distanz sozialer Milieus mit den Kirchen gefragt. Dadurch gerät aber die umgekehrte Frage nach der Affinität des kirchlichen Milieus zu bestimmten sozialen Milieus aus dem Blick. Schon in den 1950er Jahren hat Klaus von Bismarck auf die „kleinbürgerliche Verengung“ des kirchlichen Milieus hingewiesen (von Bismarck 1957, S. 19, zitiert nach Bremer/ Teiwes-Kügeler 2003, S. 41). An Klaus von Bismarck anknüpfend und in der Tradition von Max Weber und Pierre Bourdieu lässt sich die Frage nach dem Verhältnis von Kirche und sozialen Milieus anders stellen. In den Blick genommen wird, wie sich die alltägliche Lebensführung von Menschen in ihren jeweiligen Lebenswelten mit ethischen, religiösen und/oder kirchlichen Deutungsmustern verknüpft. Gemeinden sind dann herausgefordert, ihre eigenen milieuspezifischen Verengungen aufzubrechen und in den als „distanziert“ apostrophierten Milieus nach den ethischen Fragen zu forschen, die sich dort zu bestimmten Handlungsmustern und Werteorientierungen verdichtet haben (vgl. Bremer/Teiwes-Kügeler 2003).

Erste Schlussfolgerung:

Wohnquartier, Milieu, Lebenswelt und Gemeinde können deckungsgleich sein, sind es aber meistens nicht. Ebenso wie „Lebenswelten“ sind auch „Gemeinden“ nur im Plural denkbar, „die“ Gemeinde gibt es kaum noch. Vielmehr sind Gemeinden und diakonische Einrichtungen, Kindertagesstätten etc. Teil von Sozialräumen und Lebenswelten, in denen Menschen ihren Alltag unter Bedingungen der Individualisierung und der Konstruktion von Lebensläufen gestalten. Die dabei auftretenden Orientierungs- und Sinnfragen können in die Gemeinde hineinführen, beispielsweise beim Wunsch nach „Passage-Riten“ im Zusammenhang bestimmter Lebensereignisse; häufig führen sie aber weg von der Institution Kirche hin zu eher diffusen religiösen oder auch quasi-therapeutischen Milieus.

Gemeindliche und diakonische Dienste brauchen daher ebenso wie die soziale Arbeit und die funktionalen Dienste Mitarbeitende, die in der Lage sind, die Lebenswelten ihrer Mitglieder und KlientInnen hermeneutisch zu entschlüsseln. Dabei geht es nicht darum, tatsächliche oder zugeschriebene Merkmale „kirchenferner“ Milieus aufzugreifen, sondern die eigenen Milieuverengungen zu erweitern und die gemeinsamen Fragen zu entdecken. Solche Fragen können sich beispielsweise darauf beziehen, was „richtig“ oder „gut“ ist in der

Kindererziehung, der Partnerschaft, der Sexualität, bei Krankheit und Lebenskrisen, in Arbeit und Beruf, beim Umgang mit der Natur².

Zu 2: Soziale Inklusion und Exklusion

Mit den Begriffen der sozialen Inklusion bzw. Exklusion werden diejenigen Prozesse und Strukturen zu erfassen versucht, die zu unterschiedlichen Positionen von Individuen und Gruppen im sozialen Gefüge führen. Dabei geht es sowohl um die materiellen als auch um die partizipatorischen Dimensionen sozialer Ungleichheit (vgl. Mogge-Grotjahn 2008, S. 39-53). Ungleichheit existiert einerseits in Hinblick auf unterschiedliche Ressourcen wie Macht, Einkommen, Wohnverhältnisse - also ein „Oben“ oder „Unten“, „Haben“ oder „Nicht-Haben“. Andererseits existiert Ungleichheit in Hinblick auf unterschiedliche Gestaltungs- und Teilhabechancen im Sinne von Anerkennung, Zugehörigkeit, Eingebundensein in soziale Netzwerke - also ein „Drinnein“ oder „Draußen“, „Dazugehören“ oder „Nicht-Dazugehören“. Häufig stehen die materiellen und die partizipatorischen Dimensionen von In- und Exklusion in Wechselbeziehung. Wer beispielsweise wenig Geld hat, kann an bestimmten sozialen Aktivitäten nicht teilnehmen, weil etwa Fahrtkosten nicht aufgebracht werden können. Trotz solcher Wechselbeziehungen zwischen materiellen und immateriellen Ungleichheitsfaktoren „lassen sich die beiden Modi der gesellschaftlichen Zugehörigkeit nicht aufeinander reduzieren“ (Kronauer 2002, S. 46). Beispielsweise kann jemand materiell gut situiert sein, bleibt aber wegen einer nicht-deutschen Staatsbürgerschaft von der politischen Partizipation ausgeschlossen; oder eine erwerbslose und allein erziehende Akademikerin ist zwar materiell exkludiert, verfügt aber über ein dichtes soziales Netzwerk, durch das sie sozial inkludiert ist.

Wenn es um die materiellen Dimensionen der Inklusion bzw. Exklusion geht, sind in erster Linie die politischen Akteure gefragt, die über die Ausgestaltung der sozialen Sicherungssysteme zu entscheiden haben. Kirchen können hier kompensierend und als anwaltliche Stimme wirksam werden sowie in Erfüllung ihres diakonischen Auftrags professionelle Hilfe leisten.

Wenn es aber um die partizipatorischen Dimensionen der Inklusion bzw. Exklusion geht, dann sind die zivilgesellschaftlichen Akteure gefragt, also auch und gerade die Kirchengemeinden. Sie sind Orte der sozialen Inklusion, zunächst einmal für diejenigen, die sich ohnehin zugehörig fühlen und beispielsweise regelmäßig an Gottesdiensten teilnehmen. Sie können aber weit darüber hinaus zu Orten der sozialen Inklusion auch für diejenigen werden, die nicht zum „Kern“ der Gemeinde gehören, sondern Kindertagesstätten und Familienzentren besuchen, in der Offenen Ganztagschule betreut werden, an Gruppenangeboten für die mittlere und die ältere Generation teilnehmen, in diakonischen Einrichtungen Hilfe erfahren. Über diese eher klassischen Arbeitsfelder hinaus tragen zur Inklusion vor allem solche Projekte und Aktivitäten bei, die Kindern und Jugendlichen, auch Erwachsenen in prekären Lebensverhältnissen zu Ausdrucksmöglichkeiten, Gemeinschaftserleben und Selbstwertgefühl verhelfen, z.B. Theaterspiel, musikalische Projekte, Chöre und vieles mehr. Auch ehrenamtliche Tätigkeiten können als Inklusions-Angebote gestaltet werden, die dazu beitragen, die gefühlte Nutzlosigkeit der eigenen Existenz zu überwinden und die eigenen Fähigkeiten und Ressourcen zu entdecken oder wieder zu entdecken.

Gerade Gemeinden sind wohl einmalige Orte an den Grenzübergängen zwischen Inklusion und Exklusion. „Wegen ihres Grenzcharakters zwischen lebensweltlichem und systemischem, privatem und öffentlichem, individuell-intimem und allgemein-funktionalem Lebensvollzug sind Gemeinden hervorragende Lernorte“, in denen Begegnungen möglich wer-

² Diese Themen sind nicht willkürlich oder beliebig aufgezählt, sondern entstammen dem sog. „Religionsmonitor“, einer in bestimmten Zeitabständen durchgeführten repräsentativen Erhebung zur Bedeutung von Religion in 21 ausgewählten Gesellschaften. Die hier genannten und weitere Themen werden als Lebensbereiche betrachtet, deren Gestaltung stark von der religiösen Orientierung beeinflusst werden (vgl. Bertelsmann Stiftung 2008)..

den zwischen „Menschen, die zumeist in getrennten Welten leben“ (Gutmann 2003, S. 165, teilweise unter Bezug auf Gerhard K. Schäfer 2003).

Zweite Schlussfolgerung:

Kirche, vor allem in ihren diakonischen Erscheinungsformen, war schon immer Anwältin der sozial Exkludierten bzw. von Exklusion Bedrohten. Sie kann aber deutlicher als bisher selber zu einem Ort werden, der Prozesse sozialer Inklusion ermöglicht, ohne dass dies gleichbedeutend sein muss mit Zugehörigkeit zur „Kerngemeinde“. Ein möglicher Schlüssel sind kulturelle Projekte. Ein weiterer Schlüssel ist eine neue Gestaltung von Ehrenamtlichkeit. Entscheidend ist, dass ehrenamtliches Engagement nicht als „Lückenbüßer“ für solche Arbeitsbereiche betrachtet wird, die ohne das unbezahlte Engagement der Freiwilligen nicht weiter geführt werden könnten, sondern als ein qualifiziertes und qualifizierendes, angeleitetes und begleitetes Betätigungsfeld. Möglicherweise entstehen auch ganz neue gemeindliche Schwerpunkte und Angebote, wenn - wo möglich, in Kooperation mit Freiwilligenagenturen vor Ort - Menschen die Chance bekommen, ihre Fähigkeiten und ihre Interessen in die kirchliche und gemeindliche Arbeit einzubringen (vgl. Mogge-Grotjahn 2010).

Zu 3: Säkularisierung und die sog. Wiederkehr der Religion

Vor dem Hintergrund der bislang skizzierten Charakteristika moderner, westlich geprägter Gesellschaften stellt sich zugespitzt die Frage, was diese Gesellschaften eigentlich zusammenhält und was sie auseinander treibt (Heitmeyer 1997). Die in vormodernen Gesellschaften fraglos gegebene gemeinsame Wertebasis, die weitgehende Identität des sozialen und des religiösen Lebens, kann die Antwort nicht mehr sein. Wir haben es aber auch nicht mehr mit einer atheistischen Bewegung zu tun, wie sie sich im 19. Jahrhundert artikulierten, um die Menschen aus religiöser Selbstentfremdung zu befreien und den Menschenrechten und der Menschenwürde jenseits religiöser Begründungen zur Geltung zu verhelfen. Andererseits erreichen populärwissenschaftliche Veröffentlichungen, etwa von Richard Dawkins oder Michel Onfray, zu Fragen von Religiosität und Glauben, zu Christentum und anderen Religionen, zur Frage nach der Existenz Gottes erstaunliche Auflagenhöhen. Alles in allem haben wir es in der Bundesrepublik Deutschland und vergleichbaren Gesellschaften nicht einfach mit einer säkularisierten Gesellschaft zu tun, sondern mit einer Mischung aus tradiertem Glaubensleben, der historischen Errungenschaft der Religionsfreiheit, wieder erstarkendem Fundamentalismus, vielfältigen privatisierten Erscheinungsformen des Religiösen, Interesse an grundlegenden religionsbezogenen Fragen sowie einer verbreiteten diffusen Areligiosität.

Vor allem auf diese diffuse Areligiosität bezog sich der frühere Erfurter Propst Heino Falcke, als er für die ostdeutschen Bundesländer eine Art „Gewohnheitsatheismus“ diagnostizierte. Er schrieb: „So entschwindet in diesem Atheismus jeder Sinnhorizont, in dem sich die Frage nach der Würde des Menschen, dem Sinn seines Lebens, seinem Sein und seiner Verantwortung in der Welt stellt und überhaupt stellen lässt ...“ (vgl. Falcke 2003, S. 20 ff). Auch wenn ich Falcke darin zustimme, dass der bewusste, reflektierte Atheismus einer eher indifferenten Haltung gewichen ist, so widerspreche ich doch seiner Diagnose, dass Sinnfragen nicht mehr gestellt würden. Sie werden möglicherweise in anderen Zusammenhängen und anderen Ausdrucksformen, z.B. in Alltagskulturen, gestellt. Wenn es um Sterbebegleitung und Sterbehilfe, um pränatale Diagnostik und Schwangerschaftsabbruch, um Übergänge im Lebenslauf und kritische Lebensereignisse geht, wenn Unglücksfälle und Gewalttaten in die Normalität des gesicherten Lebens einbrechen - dann suchen nicht nur die unmittelbar Betroffenen nach Orten, an denen sie ihrer Erschütterung Ausdruck verleihen können, und nach Menschen, die ihnen zur Sprache verhelfen können. Ebenso wenig, wie ich der These von der säkularisierten Gesellschaft zustimme, teile ich die Annahme, dass die Religion wiederkehre. Denn das setzt voraus, dass sie - zumindest eine Zeit lang - „weg“ war. Das aber bezweifle nicht nur ich (Literaturhinweise in Fer-

mor/Mogge-Grotjahn 2011). Eher hat sie sich verschoben: weg von klar identifizierbaren Großinstitutionen wie den Kirchen hin zu ihrer pluralen Verfasstheit in der Lebenswelt. Hier die religiösen Fragen und Ausdrucksformen aufzuspüren und mit denen in Dialog zu treten, die sich mit ihnen auseinander setzen, ist eine wichtige Aufgabe von Kirchen - nicht nur, aber auch und gerade, indem Gemeinden sich als Kultur-Orte verstehen.

Dritte Schlussfolgerung:

Hier knüpfe ich an die eben vorgetragenen Schlussfolgerungen zum Thema Inklusion an. Wenn Kirchen und Gemeinden sich als Orte verstehen, an denen, beispielsweise durch Ehrenämter oder durch kulturelle Projekte, Menschen sich ausdrücken und an der Gestaltung des Sozialen aktiv mitwirken können, dann sind sie quasi-automatisch auch Orte, an denen Sinnfragen, ethische Fragen, Fragen nach der Gestaltung eines guten und gelingenden Lebens aufscheinen - explizit im Gottesdienst, implizit in vielen anderen Kontexten. Diese Fragen aufzugreifen und gemeinsam mit den Fragenden nach Artikulationsmöglichkeiten und Antworten zu suchen, scheint mir eine wesentliche Herausforderung zu sein. Selbstverständlich betrachte ich das nicht als Mittel zum Zweck nach dem Motto „mit kulturellem Speck fängt man Kirchenmäuse“, sondern als eine Erkundung und Entschlüsselung von Lebenswelten und Alltagskulturen.

Zu 4: Interkulturalität

Die Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland hat eine lange und wechselvolle Geschichte. In deren Verlauf sind unterschiedlichste religiöse, kulturelle, politische und sprachliche Traditionen miteinander verschmolzen, zu denen zwar zentral, aber nicht ausschließlich das Christentum gehört. Trotz dieser vielfältigen historischen Wurzeln unserer Gesellschaft wird häufig eine monokulturelle Identität unterstellt oder sogar die Akzeptanz einer in wesentlichen Grundzügen christlich geprägten, nicht näher definierbaren „Leitkultur“ zum Maßstab gesellschaftlicher Integration gemacht.

Faktisch verbinden sich christliche mit säkularen Wertemaßstäben, beispielsweise den in der Tradition der Aufklärung formulierten Menschenrechten, und unterschiedlichen kulturellen Einflüssen. Hieraus erwachsen in Politik, Rechtsprechung und Medien immer wieder Auseinandersetzungen darüber, mit welcher Legitimation welche ethischen Maßstäbe für welche Lebensbereiche und welche Personengruppen angelegt werden können und müssen. Aktuelle Beispiele sind die pränatale Diagnostik oder die Grenzen der Sterbehilfe, aber auch die Anerkennung unterschiedlicher Lebensformen und sexueller Identitäten.

Der schon erwähnte Religionsmonitor, der ja eine vergleichende Erhebung in 21 Ländern durchgeführt hat, weist Deutschland als ein Land mit einem vergleichsweise geringen Anteil sog. „hochreligiöser“ Bevölkerungsgruppen aus (vgl. Bertelsmann Stiftung 2008). Sowohl in christlichen als auch in muslimischen Bevölkerungsgruppen rangiert Deutschland hier auf einem der untersten Plätze, gefolgt nur noch von Großbritannien, Frankreich und Russland. Ich interpretiere diesen Befund positiv, da er darauf hindeuten scheint, dass die Gefahr des wie auch immer geprägten Fundamentalismus' in unserer Gesellschaft relativ gering ist.

Allerdings ist die Zugehörigkeit zu hochreligiösen Gruppen durchaus nicht gleichbedeutend mit Fundamentalismus, also einem geschlossenen Weltbild und einer rigiden Abgrenzung bis hin zur Verfolgung von „Andersartigen“. Denn die religiöse Orientierung verbindet sich mit anderen Persönlichkeitsmerkmalen und Dimensionen der Identität. Diese wiederum stehen in Wechselwirkungen mit Geschlecht und Alter, Bildung, Herkunftsmilieus, Lebensformen und Berufsbereichen. Interessant ist in diesem Zusammenhang ein weiterer Befund aus dem Religionsmonitor, demzufolge eine starke, aber reflexive Religiosität positiv korreliert mit Toleranz gegenüber anderen Religionen.

Erst in der Begegnung mit dem Anderen, Fremden wird häufig die religiöse und/ oder kulturelle Dimension der eigenen Identität zum zentralen Merkmal erhoben und aktiviert. Auch wenn der jeweilige Glaube im Alltag nur eine beiläufige Rolle spielt, wird er bei der

Konfrontation mit Andersgläubigen als zentrales Identitätsmerkmal erlebt. Und aus Unterschieden, die ebenso aus unterschiedlichen sozialen Milieus und Lebenslagen herrühren wie aus kulturellen oder religiösen Prägungen, wird dann ein schroffes Gegeneinander von Christentum und Islam (oder Judentum oder...). Die Betonung der Differenz fällt umso stärker aus, je weniger die jeweiligen Beteiligten sprachfähig sind in Bezug auf ihre eigene Identität. Zugespitzt formuliert: Wenn Menschen aufeinander treffen, die sich ihrer selbst nicht sicher sind und nicht über sich selbst Auskunft geben können, entsteht kein Dialog, sondern Abgrenzung und Ablehnung.

Vierte Schlussfolgerung:

Gemeinden und kirchlich-diakonische Einrichtungen können Orte sein oder sich verstärkt zu Orten entwickeln, an denen Menschen sprachfähig werden in Hinblick auf ihre eigene (religiöse) Identität. Dies schließt die Überprüfung der Konzepte und der Praxis auch der gemeindlichen „Lehre“ ein, wie z.B. Kindergottesdienste, Konfirmandenarbeit, Bibelkreise u.s.w. Hier ist sowohl theologische als auch religionspädagogische Kompetenz gefragt. Wird „kulturelle Vielfalt als religionspädagogische Herausforderung“ (Braun 2006, S. 86) betrachtet, dann entstehen Orte, an denen nicht in vordergründiger Toleranz nebeneinander her gelebt, sondern wirklich das „Eigene“ und das „Andere“ zum Ausdruck gebracht und reflektiert werden kann.

C.

Meine bisherigen Schlussfolgerungen bezogen sich auf die Position von Kirche in all ihren Erscheinungsformen im gesellschaftlichen und sozialen Raum und auf mögliche Aufgaben, die ihr daraus erwachsen. Sollen, können und wollen dies nun alles die Pfarrerrinnen und Pfarrer leisten? Schon aus Gründen der Burn-Out-Prophylaxe verbietet sich jedes Rollenbild, das einen solchen Anspruch einzulösen versuchte. Ich kann mir nichts anderes vorstellen, als die Frage nach dem Pfarrbild der Zukunft einzubetten in die Frage nach dem Kirchen- und Gemeindebild der Zukunft. Dies wird nicht einheitlich sein können, einfach weil es nicht DIE gesellschaftliche Situation gibt, sondern die gleichen grundlegenden Aufgaben werden in höchst unterschiedlicher Weise gestaltet werden müssen: mal stärker dem Inklusionsgedanken folgend, mal stärker den interkulturellen Dialog suchend oder Kirchen als Kulturorte gestaltend. Immer wird durchzubuchstabieren sein, wie diese jeweiligen Aufgaben sich verhalten zur Verkündigung, zu Gottesdiensten und Amtshandlungen.

Pfarrerrinnen und Pfarrer sind meines Erachtens vor allem in ihrer theologischen Kompetenz und in ihren Leitungs- und Kommunikationskompetenzen gefragt. Viele Aufgabenfelder können und müssen von anderen professionellen und ehrenamtlichen Kräften wahrgenommen werden. Das heißt aber, dass Konzepte entwickelt werden müssen, die von den Fähigkeiten und Kompetenzprofilen der verschiedenen Professionen und auch der Ehrenamtlichen ausgehen. Dabei bin ich skeptisch in Hinblick auf eine zu rasche Rede von der „Gambienvielfalt“. Denn dieser Begriff birgt die Gefahr, als eine allen gemeinsam zur Verfügung stehende Konsens-Vokabel die genaue Analyse der vorhandenen oder zu entwickelnden Qualifikationen und Kompetenzen der vielen an Kirche Beteiligten zu ersetzen. Zu klären wären z.B. die generalistischen und die spezialisierten Anteile der jeweiligen Qualifikationsprofile, das Verhältnis der instrumentellen zu den kommunikativen Kompetenzen sowie die Vor- und Nachteile unterschiedlicher Leitungsstile für unterschiedliche Aufgaben. Zu fragen wäre auch, welche Fähigkeiten und Kompetenzen bei den konkret vorhandenen Personen und Teams tatsächlich ausgeprägt sind, wo es sich lediglich um wechselseitige Zuschreibungen handelt, und wie die gewünschten Fähigkeiten entwickelt und hinzugewonnen werden können. Das in der Sozialen Arbeit entwickelte Konzept des sog. „Empowerment“, also der „Bemächtigung“ von Individuen, ihr eigenes Leben zu gestalten, ließe sich

sinngemäß auf die kirchlichen Arbeitsfelder übertragen. Der Hamburger Theologe Hans-Martin Gutmann hat diesen Gedanken so formuliert:

„Die Rolle und Aufgabe der Zentralpersonen in der Kommunikation der Gemeinde, der Pfarrerinnen und Pfarrer, bleibt wichtig, aber genau darin, dass sie den Menschen, mit denen sie zusammen arbeiten, das Lebensgefühl vermitteln: Ich traue Euch zu, dass Ihr kompetent, verantwortlich und auch bereit seid, Arbeitsbereiche selbsttätig und - im Rahmen der gemeindlichen Kommunikation und Absprachen - eigenverantwortlich zu übernehmen, die bisher allein zu den Arbeitsfeldern - und auch den Machtfeldern - des Pfarramtes gehört haben; und Ihr werdet sehen, das wird zu allem Überfluss auch noch Spaß machen“ (Gutmann 2003, S. 142 f).

Literatur

- BERTELSMANN STIFTUNG (Hrsg.) 2008: Religionsmonitor 2008. Gütersloh
- BOURDIEU, PIERRE 1982: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.
- BOURDIEU, PIERRE 1992: Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg
- BRAUN, KARL-HEINZ 2006: Religiöse Bildung in der postsäkularen Moderne. Dialogische Anforderungen an die christliche Religionspädagogik in der multikulturellen Gesellschaft, in: neue praxis, Sonderheft 8: Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Multikulturalismus - Neo-Assimilation - Transnationalität. Hgg. von Hans-Uwe Otto und Mark Schrödter. Lahnstein 2006, S. 85-99
- BREMER, HELMUT / TEIWES-KÜGELER, CHRISTEL 2003: Die sozialen Milieus und ihre Beziehung zur Kirche. Von der ‚Milieuverengung‘ zu neuen Arrangements, in: Geiling, Heiko (Hrsg.): Probleme sozialer Integration. Agis-Forschungen zum gesellschaftlichen Strukturwandel, Münster, S. 39-66
- EBACH, JÜRGEN u.a. (Hrsg.): Bloß ein Amt und keine Meinung? - Kirche. Band 4 der Schriftenreihe Jabboq, Gütersloh
- FABER, RICHARD / HAGER, FRITHJOF (Hg) 2008: Rückkehr der Religion oder säkulare Kultur? Kultur- und Religionssoziologie heute. Würzburg
- FALCKE, HEINO 2003: Das Erfurter Attentat am 26. April 2002 und die aktuelle öffentliche Präsenz der Kirchen, in: Ebach, Jürgen u.a. (Hrsg.): Bloß ein Amt und keine Meinung? - Kirche. Band 4 der Schriftenreihe Jabboq, Gütersloh, S. 17-34
- FERMOR, GOTTHARD / MOGGE-GROTJAHN, HILDEGARD 2011: Kultur, in: Hermann, Volker et al (Hrsg.): Theologie und soziale Wirklichkeit. Grundbegriffe, Stuttgart, S. 147-157
- FERCHHOFF, WILFRIED / MAASER, WOLFGANG 2011: Professionalität, in: Hermann, Volker et al (Hrsg.): Theologie und soziale Wirklichkeit. Grundbegriffe, Stuttgart, S. 199-207
- GUTMANN, HANS-MARTIN 2003: Die Gemeinde als Lebensort - eine kritische Liebeserklärung, in: Ebach, Jürgen u.a. (Hrsg.): Bloß ein Amt und keine Meinung? - Kirche. Band 4 der Schriftenreihe Jabboq, Gütersloh, S. 110-167
- HABERMAS, JÜRGEN 1988 (erstmalig 1981): Theorie des kommunikativen Handelns, Band 2, Frankfurt
- HARDING, SANDRA (1990), Feministische Wissenschaftstheorie (Original 1986: The Science Question in Feminism), Hamburg
- HERMANN, VOLKER et al (Hrsg.) 2011: Theologie und soziale Wirklichkeit. Grundbegriffe, Stuttgart
- KNEER, GEORG / NASSEHI, ARMIN / SCHROER, MARKUS 1997 (Hg.): Soziologische Gesellschaftsbegriffe. München
- KRONAUER, MARTIN 2002: Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. Frankfurt/New York
- MOGGE-GROTJAHN, HILDEGARD 2007: Werteorientierungen und Normenkonflikte - soziologische Aspekte der Thematik, in: Zacharaki, Ioanna / Eppenstein, Thomas / Krummacher, Michael (Hg.): Praxis- handbuch Interkulturelle Kompetenz vermitteln, vertiefen, umsetzen. Schwalbach/ Ts., S. 78-90
- MOGGE-GROTJAHN, HILDEGARD 2008: Gesellschaftliche Ein- und Ausgrenzung. Der soziologische Diskurs, in: Huster, Ernst-Ulrich / Boeckh, Jürgen / Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hrsg.): Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung, Wiesbaden, 39-53
- MOGGE-GROTJAHN, HILDEGARD 2010: Engagement als Ressource, in: Benz, Benjamin / Boeckh, Jürgen / Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hrsg): Soziale Politik - Soziale Lage - Soziale Arbeit, Wiesbaden, S. 368-385

PONGS, ARMIN 1999 und 2000: In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich, 2 Bände. München

SCHAEFER, GERHARD K. 2003: Diakonie in der Ortsgemeinde, in: Lernort Gemeinde 2/2003

SCHIMANK, UWE / VOLKMANN, UTE (Hrsg.) 2006 und 2007: Soziologische Gegenwartsdiagnosen I und II (jeweils 2. Auflage). Wiesbaden

SCHNEIDER, NIKOLAUS / LEHNERT, VOLKER A. 2009: Berufen - wozu? Zur gegenwärtigen Diskussion um das Pfarrbild in der Evangelischen Kirche. Neukirchen-Vluyn

ZACHARAKI, IOANNA / EPPENSTEIN, THOMAS / KRUMMACHER, MICHAEL (Hg.) 2007: Praxishandbuch Interkulturelle Kompetenz vermitteln, vertiefen, umsetzen. Schwalbach/ Ts.